

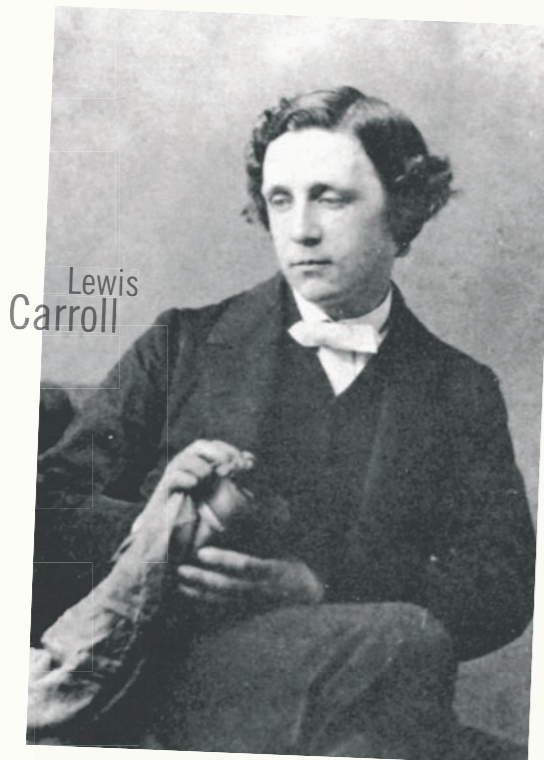
Gerhard Roth

Das Museum der vierten Dimension Ein fraktaler Bericht

Zeit und Wahn

Wenn das Vollkomm'ne kömmt, so geht das Stückwerk hin,
Zeit eilt hier, dort leb und bleib ich, was ich bin.

Angelus Silesius
„Der cherubinische Wandersmann“



Lewis Carroll

Ganz in der Nähe des Judenplatzes, genauer gesagt am Schulhof 2, steht eines der ältesten Gebäude Wiens mit Grundmauern aus dem Mittelalter. Seit 1921 wird dort auf drei Etagen die Zeit zerhackt, in Bildern versteckt, in Spieluhrenmusik oder Kuckucksrufe verwandelt, ausgespeldet oder mit Hilfe skurriler Automaten verkündet. In dieser scheinbar vergessenen, zumindest aber aus der Gegenwart in die Vergangenheit transformierten Zeitfabrik sah ich in meiner Vorstellung des öfteren schon das Weiße Kaninchen des Mister Charles Ludwige Dodgson, eines gelehrten Mathematikers, durch die Räume flitzen und hörte es im dschungelhaften Getick der 1000 Uhren sein „O weh! O weh! Ich werde zu spät kommen“ ausrufen, wobei es mit seinen weißbehaarten Pfoten „wahrhaftig eine Uhr aus der Westentasche zog – und darauf sah und dann weitereilte“, wie Mister Dodgsons Pseudonym, der Schriftsteller Lewis Carroll, am 4. Juli 1862 drei kleinen Mädchen auf einer Flussfahrt in einem Boot erzählte und hunderttausende Menschen seither schon hunderttausende Male Wort für Wort in dem daraus entstandenen Buch „Alice im Wunderland“, gelesen haben. Mister Dodgson-Carroll hat mit Hilfe des Weißen Kaninchens nicht weniger als den Raum der Zeit, die sogenannte vierte Dimension, in Buchstaben – wengleich auch nicht in mathematisch-physikalische Formeln – gefasst, vielleicht angeregt durch das Gewässer, in dem sie gemächlich dahintrieben und das ihn womöglich auf den Gedanken brachte, den Strom der Zeit mit seiner Phantasie zu erkunden. Doch nicht allen Künstlern, die mit ihrem Werk die Zeit umkreisten, gelang es, sie auch surreal und humorvoll ad absurdum zu führen, ähnlich dem literarischen Mathematiker mit seiner Neigung für sehr junge Mädchen, die er mit Vorliebe kostümiert und nicht ohne theatralische Posen – wie die berückend schöne Alice Lidell – oder als Akt – wie die laszive Evelyn Maud Hutch – fotografierte. Die englische Malerin Emily Gertrude Thomson hatte das außerordentliche Vergnügen, während einiger der Fototerminen für die Kinder, die Carrolls Zeit Ende der Siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts immer mehr in Beschlag nahmen, anwesend zu sein, und schrieb darüber: „Sein Foto-Studio auf dem Dach des Colleges war ein großer Raum, der mit allen möglichen Requisiten, Kostümen und so weiter vollgestellt war. Er zog die Kinder mit verschiedenen, ganz seltsamen Kostümen an und nahm sie in allen möglichen Posen auf; Pausen für Spiele und Erfrischungen waren sehr häufig.“

Die Schränke mit den Zauberingen wurden geöffnet, und dort kam eine wundersame Prozession zum Vorschein: mechanische Bären und Rinder, Kaninchen, Affen und andere wunderbare und reizende Tiere. Wir setzten uns zusammen auf den Fußboden, Lewis Carroll, die Feen, die Tiere und ich, und die Stunden, die wir so verbrachten, waren sehr lustig. Wie sein Lachen klang – wie das eines Kindes!“ Es ist noch zu erwähnen, dass viele Mütter ihre Töchter selbst in Carrolls Atelier brachten und ihn dann mit seinen Modellen allein ließen. Nach dem 15. Juli 1880 hörte Carroll abrupt damit auf und flüchtete sich ganz in Mister Dodgson, ein Grund dafür ist nicht bekannt. Mister Dodgson war sich jedoch seiner Gespaltenheit bewusst, er selbst schrieb in „Briefe an kleine Mädchen“: „Zuerst sah ich ein paar Falten, dann blickte ich durch ein Teleskop und sah, dass es eine Miene war; dann blickte ich durch ein Mikroskop und fand, dass es ein Gesicht war! Ich glaubte, es sehe mir ziemlich ähnlich, also holte ich einen großen Spiegel, um sicher zu gehen, und dann fand ich zu meiner großen Freude, dass ich es selbst war. Wir schüttelten uns die Hand und wollten uns gerade unterhalten, da kam mein Ich herbei und gesellte sich zu uns und wir unterhielten uns recht angenehm miteinander... Und wer, glaubst du, hat uns zum Bahnhof gebracht?... Es waren zwei sehr liebe Freunde von mir, die zufällig auch jetzt gerade bei mir sind und darum bitten, diesen Brief herzlichst als deine Freunde unterzeichnen zu dürfen, Lewis Carroll und C.L.Dodgson.“ Sein gesamtes Leben war Carroll in Konflikt mit dem Kind – der lebendigen Vergangenheit – und umgekehrt auch mit dem Erwachsenen in sich, der in der Gegenwart die Rolle des schlechten Gewissens verkörperte und zugleich die Angst vor der Zukunft. Vielleicht machte gerade das ihn zum Meister des Nonsens und der Zeit, die er in seinem Kopf so vorzüglich durcheinanderwirbelte, dass man meinen kann, er sei nach Belieben Herr über sie gewesen.

Auch der spanische Maler Francisco Goya überwand die Zeit in seiner Fantasie – allerdings mit Schrecken erregenden gemalten Visionen. Im Museo Nacional del Prado in Madrid befindet sich eines der schauerlichsten Gemälde Goyas, das in der „Quinta del Sordo“ von ihm an die Wand gepinselte „Kronos (Saturn) verschlingt eines seiner Kinder“. Kronos war in der griechischen Mythologie ein Sohn des Uranos (des Himmels) und der Gaia (der Erde) und stand damit am Anfang der Zeit. Er war nach der Legende der König der Titanen und Titaninnen – seiner Geschwister. Als sich seine Mutter Gaia bei ihm beklagte, dass Uranos die Zyklopen und hundertarmigen Riesen, die sie hervorbringen wollte, in ihren Leib zurückgestoßen hatte, entmannte Kronos seinen Vater mit einer Sichel aus Feuerstein und übernahm, nicht weniger grausam als dieser, seine Herrschaft.

Seinerseits hielt er nun die Giganten und Zyklopen in der Erde fest. Da ihm prophezeit wurde, dass ihn durch eines seiner Kinder das gleiche Schicksal ereilen würde wie seinen Vater, verschlang er seine Töchter und Söhne die seine Schwester Rhea von ihm zur Welt brachte: Hestia, Demeter, Hera, Hades und zuletzt Poseidon. Zeus jedoch konnte auf Kreta in Sicherheit gebracht werden, nachdem Gaia Kronos zuvor getäuscht und er statt seines Sohnes einen großen Stein verschluckt hatte. Die Ozeanide Metis, die Zeus später heiratete, verabreichte auf dessen Betreiben Kronos ein Brechmittel, worauf er die fünf verschlungenen Kinder wieder ausspie. Zusammen mit den Giganten und Zyklopen stießen ihn die Kinder zur Strafe in den Abgrund des Tartaros. Ein anderer Bericht schildert Kronos als gütigen Herrscher, der nach seiner Absetzung König auf den Inseln der Seligen im westlichen Ozean wurde. Einige griechische Geschichtsschreiber brachten seinen Namen fälschlicherweise mit dem Wort „chronos“, „Zeit“, in Verbindung und beschrieben ihn als Vater der Zeit und Mann mit einer Sense. Die mythologische Kronoserzählung ist voll von Täuschungen, Hass und blutiger Unerbittlichkeit wie auch die Ilias und die Odyssee, die Bibel, die Göttliche Komödie oder das Leben selbst.

Es ist bezeichnend für den hellsichtigen Schöpfer der „Desastres de la Guerra“, der „Schrecknisse des Krieges“, der „Tauromaquia“, der Stierkampfdarstellungen, der „Torheiten“, der „Disparates“ und der „Caprichos“, der „Launen“, die er mit folgendem Text ankündigt ließ: „Eine Sammlung von Drucken launiger Themen, erfunden und rielt von Don Francisco Goya. Da der Autor überzeugt ist, dass die Kritik der menschlichen Irrtümer und Laster (wie wohl sie der Redekunst und Dichtung vorbehalten zu sein scheint) auch Gegenstand der Malerei sein kann, hat er aus der Vielzahl der Absonderlichkeiten und Torheiten, die in jeder Gesellschaft von Bürgern alltäglich sind, und aus den üblichen Vorurteilen und Betrügereien, die durch Gewohnheit, Ignoranz oder Eigennutz gebilligt werden, für sein Werk diejenigen ausgewählt, die er besonders geeignet hielt, ihm Stoff für das Lächerliche zu liefern und gleichzeitig die künstlerische Phantasie anzuregen.“ – es ist also bezeichnend für den hellsichtigen Goya, dass er mit seinem Wandgemälde „Kronos verschlingt eines seiner Kinder“ ein zeitloses Zeit-Gemälde an die Wand malte.

Salvador Dalís „Die Beständigkeit der Uhren“ oder „Die weichen Uhren“ oder „Die zerrinnende Zeit“ zeigen hingegen die vierte Dimension selbst, auch wenn der Maler dazu wusste: „Weiche Uhren“ sind nichts anderes als der paranoisch-kritische, weiche, extravagante und einzigartige Camembert des Raumes und der Zeit.“ Der Einfall zu dem Gemälde soll Dali

gekommen sein, als er nach einer Mahlzeit die Reste eines verlaufenden Camemberts betrachtet habe und dessen fließende Form in die ausgestorbene, leere Landschaft des Bildes, an dem er gerade arbeitete, projizierte. Auch in seinen Bildern „Der große Masturbator“ oder in „Auflösung der Beständigkeit der Erinnerung“ zelaufen Uhren. Frank Weyers schreibt in seiner Monographie über „Der große Masturbator“: „Vor dem Hintergrund der Felsen des Cap Creus liegt ein amöbhafter Kopf in der Landschaft... Auf diesem Profilkopf... zerfließt eine Taschenuhr, und links von der Gestalt erkennt man einen lehmfarbenen Sockel, auf dessen Kante ebenfalls eine Uhr zerläuft. Am hinteren Rand des Sockels steht ein toter Baum, über dessen einzigem Ast eine dritte weiche Uhr hängt. Als Kontrast zu diesen zerlaufenden Uhren findet sich im vorderen Bereich des Sockels eine feste und geschlossene Taschenuhr, auf der zahlreiche Ameisen krabbeln... Jede Uhr zeigt eine andere Zeit keine Bedeutung. Unsere Vergangenheit ist in unserer Erinnerung gespeichert. Die Uhren jedoch zerlaufen und selbst die feste Uhr ist von Ameisen bedeckt“, ein Symbol für Fäulnis, Verwesung und Tod. Zusammen mit dem hellen Licht und der harten Landschaftsmasse im Hintergrund des Bildes hat Dali, wie er selbst sagt, mit den weichen Uhren Symbole für das vierdimensionale Raum-Zeit-Kontinuum der Relativitätstheorie geschaffen, nach der jeder Körper eine Eigenzeit besitzt, die nur von seiner Bewegung und seinem energetischen Zustand abhängig ist, nicht aber von der durch Uhren messbaren Zeit.

Sowohl Carroll als auch Goya und Dali waren mit dem Wahn in Berührung gekommen, und allen Dreien ist gemeinsam, dass sie ein unsichtbares Gesicht der Zeit enthüllten. Wer sagt, dass sich nicht überhaupt erst im Wahn die vierte Dimension erschließt? Denn hat nicht auch Janus, der erste König von Latium und römische Gott der Anfänge, zwei Gesichter, mit denen er nach vor- und zurückschauen, in die Zukunft und die Vergangenheit blicken konnte? (Manchmal wird er sogar mit vier Gesichtern und damit unbeabsichtigt zugleich als Ureinwohner der vierten Dimension dargestellt.) Er hatte dem vom Himmel gejagten Saturn (Kronos) Gastfreundschaft gewährt, wofür der Gott ihm die Fähigkeit verliehen hatte, sowohl Vergangenheit als auch die Zukunft immer vor Augen zu haben – ein Zustand, der zwangsläufig in den Wahn führen muss, wenn man nicht selbst eine Uhr ist.

Musik ist hörbare Zeit. Igor Strawinsky schreibt darüber in seinen „Erinnerungen“: „Das Phänomen der Musik ist uns zu dem einzigen Zweck gegeben, eine Ordnung zwischen den Dingen herzustellen und hierbei vor allem eine Ordnung zu setzen zwischen den Menschen und der Zeit.“ Joseph Haydns 101. Symphonie in D-dur für zwei Violinen, Viola, Violoncello, Kontrabass, zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Fagotte, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken hat selbst den Titel „Die Uhr“. Er schrieb sie 1794 in London. Das gleichmäßige Tick-Tack der Streicher und Fagotte, das sich durch den ganzen Satz zieht, legt den Vergleich mit den Geräuschen einer Uhr nahe. Allerdings gab nicht Haydn der Symphonie diesen Namen, sondern das entzückte Londoner Publikum.

An Haydn denkend stelle ich mir vor, dass das Haus am Schulhof 2 ein riesiger Uhrkasten ist mit den darin aufbewahrten Uhren als Werk und dass ich, wenn ich es betrete, mich im Inneren der Zeitmusik befinde, gleichsam dem Konzertsaal der Zeit. Ist man aber allein im Museum, staunt man über die Ruhe, die – wie im Zentrum eines Hurricans – im Auge der Zeit herrscht, und die Musik, die das Ohr wahrnimmt, ist nicht Haydns Symphonie Nr. 101, sondern John Cages „Silence“. Statt Zeit zu erfahren, befinde ich mich in einem Zeitvakuum, trotz eifriger Tickens und Tackens, Klängens, Spieldosenmusikisierens, aufgeregter Kuckucksrufe und nimmermüder langsamer oder noch langsamer Zeigerbewegungen: Sie sind nur die Noten der Stille, die sich in den Notenzeilen wie in einem Andersenschen Märchen bemerkbar machen. Überhaupt scheint es, als seien die Uhren hier ästhetischer Selbstzweck, Vasen für gepflückte Blumen, sinnentleerte, sentimentale Automaten, während draußen eine andere, unerbittliche Zeit voranschreitet, aus der wir in eine Art Taucherglocke der Zeitlosigkeit gestiegen sind. Und wie in einem Hurrican Möbelstücke, Kühe, Autos, Ziegel, Tiere, Pflanzen und Menschen durcheinandergewirbelt werden können, wirbeln auch mir im Museum Erinnerungen durch den Kopf: Kindheit und Tod, Unglück und Krankheit, Wahn und Traum – Partikel der Zeit, die fortdauernde Gegenwart ist dazu gleichzeitig das immerfort gefilmte Universum.

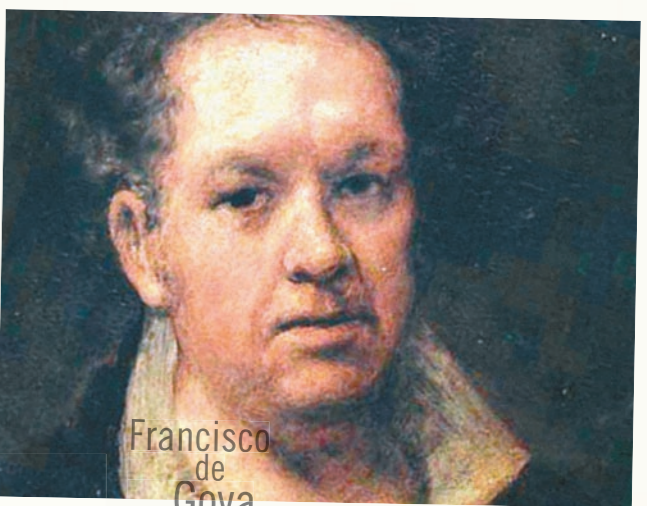
Ich sehe jetzt den Wirbelwind meiner Gedanken vor mir wie in einem Trickfilm: Die Instrumente, die Haydns „Die Uhr“ intonieren, haben sich verselbstständigt und fliegen abwechselnd auseinander



Salvador Dalí

und wieder zusammen, als seien sie ein Vogelschwarm im Flug, die Uhren im Museum explodieren, und Gangräder, Zylinder, Unruhen, Spiralfedern, Aufzugswellen, Pendel, Zeigerwellen und Zeiger, Ziffernblätter und Sekundenräder sausen mir um die Ohren, und doch geht alles lautlos vor sich – ich habe nur einen Tropfen vom Wahn gekostet, ohne den ich die Zeit nicht begreifen kann.

Gleich Alice versuche auch ich dann dem imaginären Weißen Kaninchen Lewis Carrolls im Gedanken zu folgen und ihm in das Zeitloch seines Kaninchenbaus nachzulaufen, um in eine irrationale Parallelwelt zu gelangen. Während aber Lewis Carroll seine Alice zuerst fallen und fallen lässt, weshalb sie sich bereits ausmalt, „dass ich durch die Erde einfach durchfalle! Das kann ja lustig werden, wenn ich bei den Menschen herauskomme, die mit dem Kopf nach unten laufen!“, steige ich in dem uhrhaften Haus die uhrhaften Treppen hinauf, um jedes Mal in eine neue Zeitebene zu gelangen, in der die Automatenwelt gleichsam in einem Mikrokosmos das Universum vortäuscht, wenn auch nur in Form von Uhren, deren mechanische Geometrie die Zeit zum Stottern und Stammeln bringt, wie ein Lehrer in einer Gehörlosenanstalt seine Schüler.



Francisco de Goya



Eine Leseprobe für 80-LeserInnen, aus dem im kommenden Jahr erscheinenden Essay-Band „Die Stadt – Eine weitere Reise in das Innere von Wien“ von Gerhard Roth.